

II.

Ueber preussische Naturforscher des 16ten, 17ten  
und 18ten Jahrhunderts.

Biographisch-literarische Skizzen.

Von J. G. Bujack.

Groß ist der Eifer, mit dem jetzt in den Naturwissenschaften gearbeitet wird, aber gering die Bekanntschaft bei manchen Schriftstellern mit dem Geschichtlichen derselben und mit den literarischen Vorarbeiten, durch welche jene auf die gegenwärtige Entwicklungsstufe gelangten. Diese Erscheinung hat zum Theil ihren Grund in dem Egoismus, der sich selbst genug ist, und auf die Leistungen einer früheren Zeit mit Gleichgültigkeit oder wohl gar mit Verachtung herabsteht, wobei leider vergessen wird, daß unser Zeitalter weder das Denken gepachtet, noch den Stein der Weisen erfunden hat; vielmehr besaßen die früheren Zeitalter so gut wie das Unsrige ihre Weisheit und ihre Gelehrsamkeit, und vieles von unserm hochgepriesenem gelehrtem Wissen wird auch vielleicht bald nur auf den historischen Werth reducirt sein. Wahrlich manche unserer Tageshelden in der Literatur könnten sich an dem ausdauernden Fleiße, der großen Gründlichkeit, an dem gesunden Sinne beim Beobachten und an der musterhaften Wahrheitsliebe nicht weniger Forscher der früheren Jahrhunderte spiegeln! Aber abgesehen davon, daß das vornehme oder träge Ignoriren früherer Leistungen so schlechte Motive hat, ist die Kenntniß des Geschichtlichen einer Wissenschaft sehr nöthig und empfehlenswerth: denn wie oft werden nicht von Schriftstellern unseres Zeitalters Entdeckungen und Ideen für neu ausgegeben, die bereits bei fast ganz vergessenen Schriftstellern sich vorfinden. Um ein richtiges Urtheil über die Fortschritte der Naturwissen-

schaften zu haben, ist eine Kenntniß alles dessen, was in den früheren Zeiten darin geleistet worden ist, unentbehrlich. Nur auf diese Weise versetzt man sich auf den rechten Standpunkt, vermag um sich zu blicken, das wissenschaftliche Terrain zu überschauen und den Werth des Neuen vorurtheilsfrei zu würdigen, nur dadurch erhält man die Befähigung, zu ermitteln, welche Theile des erwähnten Terrains noch unangebaut sind, und welche Theile zu bearbeiten man sich zur Aufgabe zu machen hat; auch lernt man dadurch Irrpfade und falsche Methoden früherer Forscher vermeiden und richtige Pfade einschlagen.

Gilt dieses von den Naturwissenschaften im Allgemeinen, so wird Niemand dessen Geltung für die vaterländische Naturgeschichte insbesondere in Abrede stellen wollen. Aus diesem Grunde hab' ich mich um die Leistungen vaterländischer Naturforscher der früheren Jahrhunderte mit einiger Sorgfalt gekümmert, und bin bemüht gewesen diese aus den Quellen und aus zerstreuten historischen Notizen über sie kennen zu lernen, um zu ermitteln, was auf dem eben nicht kleinen Felde der vaterländischen Naturgeschichte in früherer Zeit geleistet worden ist, und welchen Einfluß die heimischen Naturforscher auf die Förderung der Naturwissenschaften überhaupt gehabt haben. Beides verdient aufmerksame Beachtung. Ein förderndes Eingreifen in den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften tritt hierbei jedoch mehr hervor, da das Ausländische auf den Deutschen in der Regel mehr Anziehungskraft ausübt, als das Heimische, besonders in den früheren Jahrhunderten, und eine rege Theilnahme für dasselbe sich nur langsam entwickelt hat. Die Verdienste unserer Naturforscher um die Naturwissenschaften sind auch insofern wichtig, als sie den Maßstab abgeben, nach welchem sich beurtheilen läßt, was diese Männer für die vaterländische Naturkunde hätten leisten können, wenn sie sich dem Vaterländischen mehr gewidmet hätten.

Eine Zusammenstellung der Leistungen heimischer Naturforscher dürfte die Uebersicht der vaterländischen naturhistorischen Literatur erleichtern, und die Bezugnahme auf persönliche Verhältnisse wird hoffentlich die Einformigkeit mildern, an der eine übersichtliche Charakteristik der preussisch-mineralogisch-botanisch-zoologischen Literatur leiden würde. Ich werde daher in diesen Blättern preussische Naturforscher der verflossenen Jahrhunderte, besonders nach ihrem literarischen Wirken, darzustellen versuchen, und hieraus wird sich leicht ergeben, inwieweit durch sie die Naturwissenschaften überhaupt und die vaterländische Naturgeschichte insbesondere gefördert worden sind. Der Zeitraum von drei Jahrhunderten ist zwar groß, aber der Kranz, den die namhaftesten Naturforscher desselben bilden, wird nur klein sein: möchte er wenigstens einige interessante Blüthen des Geistes darbieten und diese nicht ganz ungeschickt zu einem gefälligen Ganzen verbunden sein!

#### Melchior Gyllaubin.

Das Princip der Stetigkeit und Beweglichkeit beherrscht sowohl einzelne Menschen, als auch ganze Völker. Manchen sehen wir, unsern Standsvögeln gleich, an der Erbstelle Stand halten, auf welcher er das Traummleben der Kindheit durchlebte, theils durch die Bande der Liebe und Freundschaft, theils durch die Macht der Gewohnheit an dieselbe gefesselt. Selbst die lockendsten Verheißungen des Auslandes sind unvermögend ihn dem Vaterlande zu entfremden; schon der Gedanke, auf eine längere Zeit die Heimath mit einem auswärtigen Aufenthaltsorte zu vertauschen, erfüllt die Seele mit quälenden Besorgnissen. Wie ganz anders sind jedoch die Erscheinungen bei denjenigen Menschen, die vom Princip der Beweglichkeit beherrscht werden! Der Drang des Wissens, oder ein anderer öfters vom Nebel der Unklarheit verschleierter, aber nicht minder mächtiger Trieb läßt manchen Jüngling keine Ruhe finden in der Heimath,

sondern die aus jenem geborne Wanderlust treibt ihn fort, den Zugvögeln gleich, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Erdtheil zu Erdtheil. Erst nach einer Reihe von Jahren, mächtig gezogen von der Liebe magischen Banden, kehrt er zurück in die heimatlichen Gefilde, um Ehre und Glück daselbst zu suchen, und zum Besitz dieser Güter gelangt sein Leben durch den Nachgenuß der Erinnerung des in weiter Ferne Geschauten und Erlebten zu würzen. Manche von seinen wackern Söhnen, denen das Ausland eine Schule wichtiger Erfahrungen und gereifter Einsicht wurde, sieht jedoch das Vaterland leider nicht in seinen Schooß zurückkehren. Ihnen ist ihr Glückstern in einem fernen Lande aufgegangen, und dieses fesselt sie mit unwiderstehlicher Liebe an sich und wird ihr zweites Vaterland. Eine solche Bewandniß hatte es mit unserm Landsknechte Guilandin \*), bei dessen Schicksalen wir zunächst betrachtend verweilen wollen.

Guilandin soll, wie Haller behauptet, eigentlich Wieland geheißten und erst in Italien seinen deutschen Namen in Guilandin umgeändert haben; Pisancki aber widerstreitet dieser Behauptung auf's entschiedenste, und sagt, er habe schon, als er Königsberg verließ, Guilandin geheißten!

Melchior Guilandin war nämlich in unserer Stadt, auf unsern Schulen, gebildet und einer der ersten Studirenden unserer Universität. Noch vor Einweihung derselben und vor Ankunft ihres ersten Rectors Sabinus wurde er in die akademische Matricel

---

\*) Guilandin war ein Preuße und ein Naturforscher. Aus diesem Grunde dürfte er hier nicht übergangen werden. — Die Hauptquelle, aus der ich geschöpft habe, ist ein sehr selten gewordenes Programm der damaligen Kneiphöfischen Schule vom Jahr 1785, unter dem Titel: Nachricht von dem gelehrten Königsberger Melchior Guilandin. Einladungs-Programm von D. Pisancki 1785, Hallers Bibliotheca botanica bot Anknüpfungspunkte zu mancher Berichtigung dar.

eingeschrieben. Eine große Sehnsucht, die Natur in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit kennen zu lernen und ihre Schätze an Ort und Stelle, mit Rücksicht auf seine medizinischen Studien, aufzusuchen, besonders aber seine Liebe zur Botanik erzeugten in ihm den Entschluß, nicht nur Europa, sondern auch die übrigen Erdtheile zu diesem Zweck zu bereisen. Er ging, ohne auf andern Universitäten weiter sich aufzuhalten, da er auf der Unstrigen einen guten Grund gelegt hatte, nach Italien, und da ihm Venedig vielfache Gelegenheit darbot, den Durst seines Wissens zu befriedigen, so verweilte er daselbst eine Zeit lang. Hier war er auch so glücklich, an einem vornehmen und reichen Patricier Marinus Caballus nach Visanski, oder wohl richtiger nach Haller Marcus Caballus einen hohen Gönner zu finden, der ihm zur Ausführung seiner Reisepläne vielen Vorschub that. Seiner Unterstützung sich erfreuend, durchreist er Griechensland und besucht 1560 Constantinopel, geht nach Palästina und verweilt in Jerusalem, begiebt sich sodann nach andern Ländern Asiens und gelangt endlich nach Indien. Er sammelte recht viel und beschrieb auch die durchreisten Gegenden und Dörfer, die damals theilweise in Europa noch ganz unbekannt waren. In Indien bestieg er ein Schiff, um nach Aegypten zu gehn, weil er hier die Papyrus-Staude auffuchen und die Art der Verarbeitung derselben zu Schreibmaterial kennen lernen wollte. Nach Erreichung seines Zweckes beabsichtigte er sich nach Portugal zu wenden, und von da nach Amerika hinüber zu schiffen. Unglücklicher Weise fiel das Schiff, welches Guilandin an Bord hatte, in der Nähe der Sardinischen Küste, unweit Cagliari, Algierschen Seeräubern in die Hände. Die Folgen davon waren höchst jammervoll. Guilandin verlor nicht nur seine Sammlungen und Manuscripte, die von den Barbaren zerrissen wurden, sondern er selbst wurde zum Sklaven gemacht, in Fesseln gelegt und an die Galeeren zum Rudern ange-

schlossen. Vor diesem unglücklichen Ereigniß hatte er schon an Afrikas Küsten Schiffbruch gelitten. Ein Mann, wie Guilandin, mußte selbst eine so harte schmähvolle Gefangenschaft für seine Ausbildung zweckmäßig zu benutzen, indem er so manche wichtige Beobachtung machte, die ihm später sehr zu statten kam. Nach einiger Zeit erhielt der berühmte Anatom Fallopius in Padua Kunde von dem traurigen Mißgeschick, welches Guilandin betroffen hatte. Das Gemüth dieses würdigen Mannes wurde davon so tief gerührt, daß er aus eignen Mitteln das bedeutende Lösegeld, welches für Guilandin gefordert worden war, zusammenbrachte und ihn dadurch wieder in den Besitz der verlorenen Freiheit setzte. Dieser ging nun nach Sicilien und von hier nach Rom, fand aber leider daselbst keine Gelegenheit durch seine physikalischen und medizinischen Kenntnisse sich die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen, und deshalb sehen wir ihn auf einen sehr ärmlichen Erwerb beschränkt. Auf den Bergen umher soll er Wurzeln, Kräuter und Sträucher gesammelt und diese auf einem Maulthiere nach der Stadt zum Verkaufe gebracht haben, um sich sein Leben kümmerlich zu fristen. Sein Glückstern ging ihm aber wieder auf, als er mit mehreren italienischen Aerzten genauer bekannt wurde. Ihnen konnten Guilandin's ausgebreitete Kenntnisse in den Naturwissenschaften nicht verborgen bleiben. Dieses war die Veranlassung, daß, besonders auf Fallopius und Anquillarus Empfehlung, 1561 der Ruf zu einer Professur der Medizin in Padua an ihn gelangte. Es war hier kurz vorher ein botanischer Garten, der erste akademische in Europa, angelegt worden. Guilandin wurde zu dessen Direktor ernannt und erhielt späterhin im Jahr 1574 die Bestallung als Demonstrator plantarum bei diesem Institute. Um dasselbe hat er sich durch zweckmäßige Instandsetzung die größten Verdienste erworben: denn der botanische Garten in Padua galt im 16ten Jahrhundert als ein Muster-

garten, nach welchem die spätern botanischen Gärten Europas eingerichtet wurden. Es ist zweifelhaft, ob Guilandin sich hier auf naturhistorische Vorlesungen beschränkt, oder auch über Medizin gelesen habe. Die Republik Venedig erkannte seine Verdienste um die Wissenschaften und um den Flor der Universität Padua gebührend an und belohnte ihn großartig. Für das viele Gute, welches Venedig unserm Guilandin erwiesen, zeigte er sich auch dadurch dankbar, daß er der Republik 1000 Dukaten und seine kostbare Bibliothek vermachte, die noch gegenwärtig in besondern Schränken der Bibliothek St. Marci aufgestellt sein soll. Zum Erben seines übrigen Vermögens setzte er Benedictus Aloysius ein, Sohn des George Aloysius, eines Procurators St. Marci, in dessen Familie Guilandin viele angenehme Stunden verlebt hatte.

Eine große Gelehrsamkeit und ausgebreitete botanische Kenntnisse haben Guilandin's Ruhm gegründet. Nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern auch von den Gelehrten der spätern Zeit wird er gepriesen; aber es hat ihm auch nicht an sehr heftigen Feinden und bittern Tadlern gefehlt. Scaliger gehörte wohl zu seinen erbittertsten Gegnern. Vielleicht dem Neide hingegeben verging sich dieser soweit, ihn in seinen Animadversiones, worin er aus Guilandin's Schriften alles Tadelnswerthe, das Kleinlichste nicht verschmähend, zusammengestellt hatte, mit den unwürdigsten Schimpfnamen zu belegen. Guilandin antwortete nicht, wohl aber Scioppius, durch den indeß die Sache unseres Landsmannes eher verlieren als gewinnen mußte: denn dieser Scioppius war als hartnäckiger Zäuner, der sich mit allen Gelehrten herumbiß, berüchtigt und hatte auch deshalb den bezeichnenden Namen »des kritischen Hundes« erhalten, zu geschweigen, daß gegründeter Verdacht obwaltete, der kritische Hund sei von Guilandin auf Scaliger geheßt worden. Späterhin fand Guilandin einen ehrenwerthen Vertheidiger an dem Markgrafen

Scipio Maffei. Der Streit, in welchen unser Königsberger mit Matthioli, dem er ewige Fehde geschworen, gerieth, war gleichfalls etwas sehr Beflagenswerthes. Dieser hatte ihn in der Hitze des Streits sogar „nebulonum principem“, einen Erzschemel genannt. Im Theon\*), einem heftigen Libell tritt ihm Guilandin sehr feindselig entgegen und hechelt ihn durch wegen geringfügiger Versehen, nämlich der schlecht gedeuteten Pflanzen der Alten halber; während er ihm gröbere, nämlich erdichtete Pflanzen hätte vorrücken sollen. Von aller Schuld bei diesen Fehden Guilandin freisprechen zu wollen, wie es Pisanski gethan, scheint schwerlich sich rechtfertigen zu lassen, zumal jener auch mit dem trefflichen Gefner und andern friedfertigen Gelehrten sich verfeindete, und manche seiner Behauptungen und Auslegungen einzelner Stellen des Plinius, nach dem Ur-

\*) Guilandins gedruckte Schriften, die insgesammt jetzt zu den sehr seltenen gehören, sind folgende:

1) De Stirpium aliquot nominibus vetustis ac nouis Epistolae V. Melchioris Guilandini Borussi R. Basel 1557. 4.

Es befinden sich auch dabei vier Briefe von Konrad Gesner.

2) Melchioris Guilandini Borussi R. Apologia adversus Petrum Andream Matthiolum. Liber primus, qui inscribitur Theon. Padua 1558. 4.

3) Manncodiatae, hoc est Auiculae Dei Descriptio. Adjecta est Andreae Patricii ad Gabrielem Fallopium praefatio. Padua 1558. 4.

4) Melchioris Guilandini Papyrus h. e. commentarius in tria C. Plinii de Papyro capita. Accessit Hieronymi Mercurialis repugnantia, qua pro Galeno strenue pugnatur. Item Melchioris Guilandini Assertio sententiae in Galenum a se pronuntiatae. Venedig 1572. 4.

In der Handschrift hat Guilandin hinterlassen Conjectanea synonymica Plantarum. Frankfurt 1608. 8. (Von Georg Schenk herausgegeben). An einem Commentar über des Plinius ganze Naturhistorie soll Guilandin gleichfalls gearbeitet haben; auch an einer Materia medica, es ist aber nichts erschienen.

theile der Kenner, sehr unsicher und bedenklich zu sein scheinen. Sehr gebildet und ungemein gelehrt, aber auch sehr reizbar, bitter und wankelmüthig scheint er gewesen zu sein. Der Vorwurf, er habe sein Vaterland verleugnet, ist wohl ohne weiteres zurückzuweisen, obwohl Scaliger, der ihm jenen macht, sich auf Guilandins Freunde und Bewunderer beruft, von denen er behauptet, sie wüßten, daß die Anklage begründet wäre: denn auf dem Titel seiner Werke steht neben seinem Namen: Borussus R. (Regiomontanus).

Zu bedauern bleibt es, daß Guilandin, der so vieles gesehen und beobachtet, nicht einmal die Geschichte einer einzigen Pflanze gegeben, selbst nicht eine Beschreibung der Papyrusstaude, von welcher er in einem sehr gelehrten Werke, das ein Commentar zu den 3 Kapiteln des Plinius über den Papyrus ist, so ausführlich gehandelt. Seine Werke sind mehr eine Frucht eines gelehrten und kritischen Studiums der Alten, als Produkte selbstständiger Beobachtungen, und haben daher der Botanik leider wenig gefrommt. — Er starb 1589 und scheint zu seinem Vaterlande, dem er seine Bildung verdankte, nach seiner Entfernung aus demselben, weiter in keiner Beziehung gestanden zu haben; eine ganz andere Bewandniß dagegen hatte es mit Fischer, zu dem wir jetzt übergehn.

### Christian Fischer.

Ebenfalls ein Königsberger wirkte an unserer Universität als außerordentlicher Professor der Physik. Dieser Mann ist für Preußen wichtiger, als es nach seiner äußern Stellung zu sein scheint, denn die Saaten, welche er vor einem Jahrhundert ausgestreut, sind jetzt im Sprießen und Blühen begriffen. Die hohe Wichtigkeit der Kenntniß unserer vaterländischen Natur suchte er zuerst geltend zu machen, und seine Liebe zum Vaterlande trieb ihn an zur Erweiterung der naturhistorischen Kenntnisse desselben nach Kräften beizutragen. Unsere heimische Natur, meint er,

sei gewissermaßen das Alphabet, womit angefangen werden müsse, ehe wir zum Lesen des großen Buchs der Natur im fernen Anlande übergehen können. Um größere Theilnahme für die vaterländische Natur zu erwecken und den Geist jener bedauernswerthen Gleichgültigkeit gegen die heimischen Naturschätze, den schon Dlaus Magnus den Bewohnern nördlicher Gegenden zum Vorwurfe macht, zu dämpfen, gab er 1714 heraus: »Erste Grundlegung einer ausführlichen Historie des unterirdischen Preußens.« Er zeigt darin die hohe Wichtigkeit des Beachtens der preussischen Mineralien, weist auf das Vorbild anderer Länder hin und schließt mit einem Schematismus des unterirdischen Preußens. Indem er seine Landsleute dringend bittet, ihm Mineralien und Versteinerungen zuzusenden, verheißt er zugleich bei erfolgreicher Unterstützung, ein Werk über Preußens Mineralien und Versteinerungen, nicht minder eine Meteorologie und eine sorgfältige Beschreibung der preussischen Thiere. Bei dieser ersten Grundlegung ließ er es nicht bewenden. Ein Jahr darauf erschien von ihm: »Anderer Versuch der Historie des unterirdischen Preußens,« worin er in 5 Kapiteln durch eine Menge Fragen denen, die sich für seine Aufforderung interessieren, zur Hand geht und ihnen beim Sammeln von Mineralien zu beachtende Winkte ertheilt, um diese bei den Mittheilungen über dieselben an ihn benutzen zu können. Es sind der Fragen, einschließlich der die Altpreussischen Antiquitäten betreffenden, 255: sie verrathen eine nicht geringe Sachkenntniß.

Hieraus sieht man sehr deutlich, daß Fischer die Absicht gehabt hat, der preussischen Naturgeschichte recht eigentlich zu leben, und wenn seiner Aufforderung auch nicht so entsprochen wurde, wie er es gewünscht haben mag, so gingen doch manche Beiträge ein, und hauptsächlich seiner Anregung verdankt auch die Lithographia Angerburgica unseres Helwing ihr Dasein. Er selbst würde unfehlbar vieles zur

Aufklärung der vaterländischen Naturgeschichte gethan haben, wenn ihn nicht das Unglück getroffen hätte, als Verbannter das theure Vaterland verlassen zu müssen\*). Doch ehe ich davon ausführlicher rede, muß ich noch einer andern wichtigen Aufgabe gedenken, die er sich gestellt hatte, nämlich die damalige Physik von dem Wusste der Aristotelischen und Scholastischen Philosophie zu reinigen und auch hier den neuen Weg einer besonnenen Empirie einzuschlagen. So rühmlich dieses Streben auch war, so trat es doch mit dem bisherigen Schlendrian im großen Conflict und mußte ihm manche Fehde verursachen. Wir sehen dieses sehr deutlich aus einer sehr seltenen Gelegenheitschrift, die er 1717 herausgab. Ihr Titel ist: »Freundliche Einladung zu zweien die Naturlehre betreffenden Collegiis und einigen dahin gehörigen Experimentis. Einladung für den Sommer 1717.« Er unterscheidet darin dreierlei Zuhörer, Anfänger, weiter Vorgerückte und Liebhaber, und erbietet sich für jede besonders zu lesen. »Ich gehe auf Sachen aus und mende mich in keinen Federkrieg, lese auch in der Muttersprache«, erklärt er offen. »Geselle dich zu einem Collegio, da du sana principia Aristotelis, gemäß unsern akademischen Statuten, hören kannst«, wird mancher, so besürchtet Fischer, in Beziehung auf seine Einladung zu Studirenden äußern. Er erwiedert hierauf: »Heißt man meine Arbeit eine Neuerung, so wisse, daß sie schon vor vielen Jahren allhie im nützlichen Gebrauch gewesen. Neue Erkenntniß ist besser, als alte Einfalt. Wer mit verschimmelten

---

\*) Außerdem sind zu erwähnen: Par I lapidum (Bulforites et Aetites) 1715. De lapidibus in agro Prussico sine præjudicio contempladis. Eine akademische Gelegenheitschrift.

In dieser Abhandlung spricht er vom Adlerstein und Arztenstein. Er widerlegt die zu seiner Zeit noch im Schwange gehenden Irrthümer und sucht das Absurde solches Aberglaubens darzuthun.

Meinungen die Hirnfächer angefüllt, hat an wahrer Gelehrsamkeit einen großen Mangel. So wenig der Cartesianische Degen unter den Peripatetischen Mantel, so wenig läßt sich die neue Lehrart unter der Decke der Vorurtheile des Alterthums beurtheilen. Ein jeder meint den besten Grund zu legen, ein Unparteiischer kann davon am besten judiciren. — Natürliche Weisheit ohne Erfahrung ist lauter Dunst. Was wir wissen, fließt aus der Erfahrung: denn hieraus kommen Sätze und aus den Sätzen entstehen Scientien. Wer andern die Erfahrung, ihm aber das Wissen in physicis zueignet, ist unter falsch gelehrte Grillenfänger und Phantasten zu zählen.“

Das Collegium für die Liebhaber, welches er ein *curiosum* nennt und durchaus praktisch zu behandeln verspricht, wozu ein für die damalige Zeit sehr bedeutender physikalischer Apparat ihn in den Stand setzte, sucht er ebenfalls gegen Verunglimpfungen zu vertheidigen. Zwar wird auch hier wieder mancher sich vernehmen lassen: »das sind Sachen vor Professores Physicae, die müssen solche Instrumente haben und damit wissen umzugehen; Studenten können sie nichts nützen, sie verderben damit das Geld und andere Studia. Wenn junge Leute predigen, advociren und curiren können, haben sie genug gelernt, davon müssen sie ihr Brod haben, das Uebrige sind nur brodlose Künste, welche die Beutel schwächen und nicht füllen: Wer bezahlt ihnen solch studiren. Ich achte aber solchen Vorwurf viel zu gering, als daß darnach mein Vorhaben einstellen mußte. Wenn Professoribus Physices allein gebühret, dessen sie sich im Unterricht der studirenden Jugend bedienen, so dürfte kein Student ein gut Gesicht und verständliche Rede haben, deren ein Docens in diesem Studio unmöglich entbehren kann. Muß ein Professor einen vollständigen und theuern Apparatum selbst besitzen; so kann ein junger Mensch davon wohl etwas wissen, und kommt's ihm wohl zu statten, wenn er nach und

nach davon ihm etwas anschafft. Die drausgehende Zeit und Unkosten sind unverloren. Mich reuet nicht auf curiosa einige Stunden, wohl aber auf logikalische Contraversien manche Nacht verwendet zu haben. Wer die Zeit mit Speculiren und Künsteln passiret, behält zum müßigen Tabakrauchen und gewünschten Spielen wenig übrig.“

Aus diesen charakteristischen Aeußerungen Fischers leuchtet ein, daß seine Stellung zu manchen seiner Collegen etwas schroff gewesen sein muß. Verwundern dürfen wir uns daher wohl nicht, daß der wackre Mann, der sich durch ein vorzügliches Gedächtniß, kritisches Talent und einen unermüdeten Fleiß ebenso sehr als durch Redlichkeit und Gutmüthigkeit ausgezeichnet haben soll, in seinem Eifer bisweilen zu weit ging und leidenschaftlich wurde, besonders da uns die Untertriebe seiner Gegner unbekannt sind. Die Folge davon war, daß an ihn in Gemäßheit einer Cabinetsordre Friedrichs Wilhelms I. vom 15. November 1725 der Befehl erging: in Zeit von 24 Stunden sich aus Königsberg wegzubegeben und in Zeit von 48 Stunden gänzlich das Land zu räumen, weil er ein Anhänger der Wolfischen Philosophie wäre und sich unterstehen haben sollte, die neu angesetzten Professores in seinen Collegiis schändlich durchzuziehn. Nach den ausdrücklichen Worten der Königl. Cabinetsordre scheint die zweite Anschuldigung nicht erwiesen zu sein.

Diese Verbannung giebt unserm Fischer eine willkommene Gelegenheit zu großen Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, die ihn, wo er hinkam, von vortheilhaften Seiten bekannt machten. Er hatte nämlich den ehrenvollen Auftrag erhalten, einen jungen Danziger Patricier Herrn Gerlach auf seinen großen Reisen zu begleiten. Vor Antritt derselben sehen wir ihn in Danzig mit dem Orden des großen Kleinschen Naturalien-Kabinetts, besonders mit der Klasse der Schalthiere, beschäftigt. Späterhin unterstützt er Lint in Leipzig bei der Her-

ausgabe seines Werkes über die Meersterne, beschreibt und ordnet das wissenschaftliche Material\*). Im Jahr 1736 kehrte er nach Königsberg zurück und lebte daselbst als Privatmann. Literarisch sich zu beschäftigen fuhr er fort. Eine Frucht seiner Muße erschien einige Jahre darauf.

Fischer hatte nämlich dahin gestrebt, die Kenntniß der Natur noch weiter als bisher auszudehnen, nämlich mittelst ihrer Hilfe die Geheimnisse der heiligen Schrift begreiflich zu machen, und die, nach seiner Meinung, verkehrten gangbaren Vorstellungen von ihrem Inhalt zu widerlegen. Die Ergebnisse dieser Bestrebungen sind in einem besondern Werke niedergelegt. Zwar ist der Druckort nicht genannt, aber das Werk, wie eine angestellte Untersuchung bald nach dem Erscheinen desselben ermittelt hat, hier in Königsberg ohne Censur gedruckt worden. Der Titel desselben ist: »Eines christlichen Gottes-Freundes vernünftige Gedanken, von der Natur, was sie sei und wie die einige untheilbare Kraft in und durch die Mittelursachen, nach dem Maaß ihrer verliehenen Wirksamkeit oder Tüchtigkeit, hie in der Welt alles allein thätig wirke. 1743. 8.« Der Verfasser hat in die Worte: »Christlicher Gottes-Freund«, die Anfangsbuchstaben seines Namens »Christian Gabriel Fischer«, wie schon Pisanski bemerkt hat, hineingebracht.

Das Buch enthält viel Metaphysisches, da der Verfasser bemüht ist, die Wirkungen der Natur aus ihren ersten Quellen abzuleiten, um hierdurch zum rechten Begriff der Natur und ihren Eigenschaften zu gelangen. Der metaphysische Theil des Werks steht dem physischen in vieler Beziehung bei weitem nach. So lange der Verfasser sich auf dem physikalischen Gebiet bewegt, geht alles vortrefflich und die Darstellung hat das Gepräge der Tüchtigkeit. Physikalische,

---

\*) J. H. Linkius. de stellis marinis, liber singularis, digessit C. G. Fischer. Lips. 1733. Fol. mit Kupf.

botanische und zoologische Gegenstände werden mit loblicher Sorgfalt behandelt, und manches Neue und Wichtige aus seinem reichen Schatze an Erfahrungen aus der Experimentalphysik und aus den Beobachtungen auf seinen großen Reisen angeführt. Sobald er aber das Gebiet der Empirie verläßt und in das Metaphysische übergeht, geräth er in Abgründe, wo ihn Irrwische umgaukeln. Durch physische Gründe glaubt er, gehindert zu werden, die persönliche Vereinigung der beiden Naturen in Christus und die gegenseitige Mittheilung ihrer Eigenschaften anzunehmen. Der heilige Geist ist ihm weiter nichts als die bloße göttliche Kraft und die sakramentliche Vereinigung des Sichtbaren und Unsichtbaren im heiligen Abendmahl reducirt sich nach ihm nur auf die Gleichgültigkeit zweier natürlichen Gnadenzeichen, von denen das gegenwärtige das abwesende repräsentirt. Kurz, er zieht die höchsten Mysterien des Glaubens in die niedere Sphäre herab und räsonnirt ganz nach der Weise des vulgären Rationalismus, will die historischen Abschnitte der heiligen Schrift ganz allegorisch erklären und beschränkt das Verdienst des Erlösers lediglich darauf, das Reich der sinnlichen Begierden im Menschen durch Lehren, Leben und Leiden zu zerstören und den Geist zur Herrschaft zu bringen.

Das Werk machte damals viel Aufsehen, wie es auch jetzt mit ähnlichen Werken der Fall ist, und der Verkauf desselben wurde verboten.

Es ist sehr zu bedauern, daß Fischer auf das Gebiet der Spekulation, für welches er nicht gemacht zu sein schien, gerathen war, und daß ihm die wahre Bedeutung des speculativen Wissens verborgen blieb. Hätte er sich nicht auf fremde Gebiete verirrt, sondern wäre auf dem reichen, schönen, lebensvollen Teppich der Erfahrung geduldet, er hätte eine größere Zahl schöner Blumen zu einem herrlichen Blumenstrauß pflücken können.

Der Tod überraschte unsern Fischer mitten in seiner Thätigkeit, als er seine Studien darauf gerichtet hatte, das Linnéische Natursystem zu verbessern.

### Carl Heinrich Kappolt.

Ein durch hervorstechende Anlagen und große Anstrengung unterstützter erfolgreicher Fleiß, verbunden mit einnehmender Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wird nicht immer in seinem wahren Werthe erkannt, vielmehr sieht man Männer im Besitz solcher Vorzüge, wenn auch nicht gänzlich zurückgesetzt, doch bisweilen so kärglich gestellt, daß ihr Leben zum — Kummerleben wird. Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, Hindernisse auf Hindernisse häufen sich und lassen Gelehrte von entschiedener Tüchtigkeit und edler Gesinnung nicht immer eine Stellung im äußern Leben gewinnen, die ihrem Geistesleben entspricht, und sie in den Stand setzt, zu einer einflußreichen Wirksamkeit zu gelangen. Mit ihrem innern Rufe, der sie befähigt, erfolgreich in das Gebiet des intellektuellen oder sittlichen Lebens einzugreifen und demselben theils einen höhern Schwung, theils eine größere Verbreitungssphäre zu verleihen, steht der äußere in keinem rechten Einklange. Mangel an Aufmunterung, zumal wenn drückende Nahrungsforgen sich dazu gesellen, lähmen die Schwingen des Geistes und rauben den Muth. Einen Belag für diese betäubende Wahrheit liefert auch Kappolts Biographie.

Carl Heinrich Kappolt wurde den 17. Juni 1702 in Fischhausen geboren. Hier war sein Vater Königl. Preussischer Amts- und Oblicher Gerichtschreiber. Auf unserer Universität studirte der junge Kappolt eifrig die Mathematik und Physik und machte, nach vollendeten Studien, als ihm 1729 das Schönfeldsche Stipendium ertheilt wurde, eine gelehrte Reise durch Deutschland und die Niederlande nach England, woselbst er ein Jahr lang verweilte. In England machte man ihm sehr vortheilhafte Anträge und er

war fast entschlossen darauf einzugehn und das Land, welches ihn seinen Söhnen so gern zugesellt hätte, zu seinem neuen Vaterlande zu erwählen. In diesem Entschlusse wurde er jedoch wankend gemacht, durch die vom Könige Friedrich Wilhelm I. vollzogene Ernennung zum außerordentlichen Professor der Physik an der hiesigen Universität, und in Folge dessen kehrte er gegen Ende des Jahres 1730 nach Königsberg zurück.

Die philosophische Fakultät zu Frankfurt an der Oder ertheilte ihm im nächsten Jahre das Diplom eines Magisters der Philosophie und der freien Künste. Im Jahr 1735 nahm ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Er starb unvermuthet den 23. October 1754.

Fast ein Menschenalter hindurch hatte Rappolt an unserer Hochschule mit Lust und Eifer gewirkt, war aber leider nicht über eine außerordentliche Professur ohne Gehalt, nach Voß's Angabe, hinausgekommen. Gewiß hatte er ein günstigeres Schicksal verdient: Gelehrsamkeit, Fleiß, Treue und edle Gesinnungen berechtigten ihn dazu. Er war ein sorgfältiger Beobachter der Natur. Der Umgang und die Beschäftigung mit ihr war ihm am angenehmsten, und wurde allen übrigen Genüssen vorgezogen. Durch mehrere Jahre zogen sich seine Untersuchungen des Störs fort, um eine Naturgeschichte dieses Fisches, der Englischen Societät der Wissenschaften, seinem Versprechen gemäß, vorlegen zu können, er kam aber leider damit nicht zu Stande. Ueberall, selbst in dem scheinbar Kleinen, war er eifrig bemüht die Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers zu verherrlichen. Er gehörte zu der kleinen Schaar der wackern Männer des 18ten Jahrhunderts, denen die Naturgeschichte des Vaterlandes besonders am Herzen lag, und die manchen wichtigen Beitrag zu derselben lieferten. Zugleich war dichterisches Talent sein schöner Geistes schmuck, und dieses entwickelte er vor-

zugswise in der klassischen Sprache der Römer. G. Hamann nennt ihn einen Mann, der einen besondern Scharfsinn besaß natürliche Dinge zu beurtheilen mit der Andacht, Einfachheit und Bescheidenheit eines Weisen, und eine ungemeine Stärke, den Geist der römischen Schriftsteller und ihre Sprache nachzuahmen\*).

Mit Theilnahme habe ich Kappolt's literarischen Leistungen nachgespührt, und manche Freude gehabt, wenn ich so glücklich war, die eine oder die andere aufzufinden. Im Ganzen fand ich das ausgesprochne Urtheil bestätigt.

Zuvörderst wende ich mich zu den Schriften und Abhandlungen, in denen der Geist unseres vaterländischen Naturforschers noch lebt. Ich werde sie einzeln angeben und, wo es angänglich ist, über ihren Inhalt kurz berichten, ohne Vollständigkeit in Anspruch zu nehmen.

Die älteste seiner Schriften ist wahrscheinlich folgende: „*Conjecturae philosophicae de colorum in facie telluris vicissitudine annua.* Londini 1730.“ 4. Zugeeignet ist diese Schrift dem berühmten Präsidenten der Londoner Societät der Wissenschaften Sloane. Eine verbesserte Ausgabe derselben kam in dem nämlichen Jahre zu Berlin heraus. Sein hinterlassenes Manuscript enthielt noch mehrere Zusätze und Verbesserungen.

Ein rogensteinartiges Mineral, das Kappolt in dem sogenannten hohlen Grunde oder Teufelsgrunde auf den Hufen bei Königsberg gefunden hatte, und das er für versteinerten Störroogen hielt, war der Gegenstand einer Abhandlung bei Gelegenheit seiner Disputation pro loco Prof. Sie führt den Titel: „*Quaestio naturalis prussica de oolitho regiomontano, an caviarium petrefactum.* Disputatio pro loco Professoris natur. extr. Respondente Th.

---

\*) Hamanns Schriften. Thl. I. S. 169.

Chr. Lillenthal. Reg. Bor. 1733.“ Diese mit oblem Scharfsinn geschriebene Dissertation muß leider als verfehlt betrachtet werden, da der Verfasser sich von dem Wahne beherrschen läßt, Störroogen habe sich in Steinmasse verwandelt.

Eines ächten Naturforschers würdig und daher ausgezeichnet ist dagegen eine Abhandlung über den Bernstein: „De origine succini in littore sambiensi. Meditatio epistolaris ad virum generorum etc. Joh. de Wulff, olim in exercitu suecico tribuno militum, mäcenati probatissimo: quam excipit Joh. Poliandri celeberrimi viri descriptio Sudinorum glessum captantantium, nunc primum in lucem prolata. Regiom. 1737. 4.“ Rappolt bestreitet hier mit Glück die Ansicht, welche den Bernstein aus dem Mineralreiche ableitet und giebt physikalische und historische Gründe dafür an, daß Bernstein aus dem Pflanzenreich stamme und ursprünglich ein Pflanzenharz gewesen sei.

In dem Aufsätze: »Von den Colonien, wodurch Preußen ist angebauet worden« (Intelligenzwerk von 1737 N<sup>o</sup> 24. und Erläutertes Preußen Theil 5. S. 248.), rechnet der Verfasser zu diesen Colonien auch Thiere und Pflanzen und weist nach, wie sehr sich die Bewohner seit der Ordenszeit es haben angelegen sein lassen, mit ausländischen Pflanzen und Thieren das Vaterland zu bereichern.

Eine kurze Schilderung der bekannten anmuthigen Gegend zwischen Fischhausen und Pillau enthält der Aufsatz: »Von dem sogenannten Preussischen Paradiese« (Intelligenzwerk von 1738 Stück 27 und 29; Erläutertes Preußen Theil 5. S. 583).

»Vom Abzuge der Häringe aus Preußen« (Intelligenzwerk von 1739 Stück 33).

Manches Irrige, das man angeführt hatte, um den Abzug der Häringe von unserer Küste zu erklären, widerlegt er gründlich, im Historischen aber steht die Widerlegung auf schwachen Füßen. Hartknoch wird

auch darin von ihm getadelt, daß er sich auf Dusbürgs Synchronismus auf das Jahr 1313 seiner Drendschronik berufe, wo aber nur folgende Angabe vorkommt: »In diesem Jahr hat man an Haringen, welche von undenklichen Zeiten her in Preußenland so überflüßig gewesen sind, einen Mangel gehabt.« Ohne Zweifel heißt Mangel haben keinesweges gänzlich fehlen, vielmehr weiter nichts als in der gewöhnlichen Quantität nicht vorhanden sein, und deshalb ist es wohl irrig, das Jahr 1313, um dieser Stelle willen, als das Abzugsjahr der Haringe von der Preussischen Küste anzusehn; gleichwohl hat Rappolt, wie schon anderweitig gerügt ist, übersehen, daß in einer Urkunde von 1266 Barnim Herzog von Pommern (Dux Slavorum) den Colbergern 1266 den Haringfang in der Ostsee innerhalb des Bereichs ihrer Gränzen verliehen hat (Dreyer Codex diplomaticus Tom I. p. 492 sub № 384). Auf Rügen hat damals ebenfalls Haringfang statt gefunden, wie aus Helmolds Bericht (Chron. Slav. II. c. 12.) hervorgeht. Bestätigung dieser Angaben liefert eine Urkunde aus den Preussischen Sammlungen (Theil 3 S. 93), welche Hochmeister Ludolff König 1342 dem Kloster Oliva gegeben. Rappolt hat auch nicht beachtet, daß Meeresthiere ihre Stationen von Zeit zu Zeit ebenfalls verändern. Selbst gegenwärtig ist der Haringfang an der Pommerschen Küste nicht unbedeutend. Nach Berghaus (Allgemeine Länder- und Völkertunde Thl. 3 S. 485) wurden in allen drei Pommerschen Regierungsbezirken 1831 an Haringen eingefalzen und gepackt  $10335\frac{5}{16}$  Tonnen, und 1832  $9945\frac{9}{16}$  Tonnen; auf den Inseln Usedom und Wollin wurden im März und April 1832 24000 Wall Haringe. (zu 60 Stück) theils verpackt, theils grün und zu Dücklingen verbraucht.

»Von den Ursachen und dem Nutzen der Preussischen Bitterung« (Intelligenzwerk vom Jahr 1744 Stück 19).

Allgemeine Bemerkungen über das Eigenthümliche der Witterung in Preußen enthält dieser Aufsatz. Große Veränderlichkeit giebt Kappolt mit Recht als charakteristisch an. Westwinde sind vorherrschend, und gegen zehn nasse Jahre erleben wir kaum ein trocken. Gewitter sind selten stark und treten meistens nach großer Hitze ein. Nebel dauern nicht lange, und Regen fällt mehr, als scheinbar nöthig. Stürme kommen vom Westen und Nordwesten. Die vielen Gewässer im Lande und um dasselbe sieht er als die wirkende Ursache der vielen wässrigen Niederschläge aus der Atmosphäre an.

»Bericht von einigen preussischen Schnecken, so ihre Jungen auf dem Rücken ausbrüten. Königsberg, 1738«, ist mir eben sowenig zu Gesicht gekommen, als eine »Nachricht und Erklärung von der seltsamen Felddecke, so im Marienburgischen und Elbingischen Werder 1736 sich gezeigt«, soll aber in den Hamburgischen Berichten vom Jahr 1736 stehen. In Kappolt's schriftstellerischem Nachlaß, den der Professor Bohlius in Ordnung gebracht und verzeichnet hat, finden sich einige Abhandlungen, deren Verlust zu beklagen ist, nämlich „de ossea medulla cornu praegrandi nuper e sinu Curonico extracta, an uorum Cäsaris et Plinii. Schema Collegii Physici naturalium rerum in Prussia“, und „de conchiliis Prussiae\*.“ Eine andere Abhandlung seines Nachlasses: »Von den großen Steinen in der Moosbude nahe bei Königsberg« ist späterhin gedruckt worden und steht im Intelligenzwerk von 1754 *Nr* 27. Nach einer nähern Betrachtung des Terrains, auf welchem die großen Steine lagern, untersucht er einige äußere

---

\*) Bock führt *Zbl*. IV. S. 317 unter Kappolt's unvollständigen Handschriften eine unter dem Titel an: „Ostreographia prussica, continens testaceorum in Prussia differentias et observata curiosa, circa eorundem naturam et usum.“ In welchem Verhältniß diese Abhandlung zu der angeführten steht, ist mir unbekannt.

Merkmale derselben und indem er irrige Angaben über ihre Herkunft zurückweist, erklärt er diese für ein ewiges Räthsel und ist der Meinung, daß die in Rede stehenden Gesteine durch die Sündfluth an ihre dermalige Lagerungsstätte versetzt worden sind. Zum Schlusse geht er auf die Entstehung der Steine ein und meint, ihr früherer Zustand sei ein weicher gewesen und nur allmählich seien sie erhärtet.

Ich kann diese Worte der Erinnerung, welche ich Fischer und Kappolt, diesen als Naturforscher so verdienten Männern gewidmet, wohl nicht würdiger schließen, als mit dem Wunsche, daß die schöne Saat, die sie zum Segen des Vaterlandes, vor einem Jahrhundert ausgestreut haben, der Mit- und Nachwelt die reichsten Früchte tragen möge!

---

### III.

#### Die Frühpredigt zu Landsberg.

Eine Sage aus Natangen, erzählt von Carl Eduard Lorno, Pfarrer.

---

Vor vielen, vielen Jahren saß ein altes Mütterchen in ihrem Dachstübchen, welches in einem Hause auf dem Markte, dem alten gothischen Rathhause in Landsberg gegenüber gelegen war. Sie freute sich des Anblickes der muntern Jugend, die sich auf dem Markte umhertummelte, und bald die schönen Goldammer mit ihren Schlingen, aus Pferdehaar gemacht, auf der Straße hinwegfing, oder sich auch bald, von Muthwillen getrieben, an die Bauerschlitten hängte, um, wenn die Bauern mit ihren Schlitten die Stadt verließen, noch ein Endchen mitfahren zu können. Mehr als alles Dieses bewegte jedoch das Herz der Alten, daß nun das Weihnachtsfest herannah und sie